



Feierabend



In einem singhalesischen Dorf.

Vom William Beebe.

Von William Beebe ist bei F. A. Brodhans, Leipzig, ein neues Buch erschienen: „Im Dschungel der Fasanen“ (mit 51 Abbildungen. Gebestet M. 7.—, Leinen M. 9.—). In den Dschungeln des Himalaja und Borneos haufen die farbenschnödesten Vögel der Erde, Silberfasanen, Glanzfasanen, Pfauenfasanen und der Argus-Pfau. Der kühne Forscher, der sich übrigens kürzlich in einer besonders konstruierten Taucherglocke 448 Meter — eine bisher nie erreichte Zahl — tief in das Meer senken ließ und deshalb in letzter Zeit so viel genannt wurde, bezieht auf der Fasanenjagd die gefährlichsten Abenteuer. Manches Mal kreuzen Elefanten unheilvoll seinen Weg; mordgierige Tiger und beuteluftige Panther umschleichen oft seinen Liegeplatz. Oft muß sich der Forscher durch graujames Rotangdornengebüsch quälen, in dem unzählige Blutegel lauern. Und die Menschen tun ihr Bestes, den Tieren des Dschungels in großer und kleiner Qual den Rang abzulaufen. Herrlich ist es zu lesen, mit welcher unerfülllichen Gier nach Tieren Beebe einen ganzen Tierpark mit durch die Dschungeln schleppt. Dabei helfen ihm seine Dajaks, Angehörige eines borneanischen Kopffägerstammes. Als der Widese unter ihnen, Djoral, eines Tages von einer Sprittour zurückkehrt, baumein ihm acht noch blutige Köpfe um den Gürtel. — Vogel- und Käferkundige mögen das Buch William Beebes aus gelehrten Interessen lesen, aber das breite deutsche Publikum soll endlich einmal wissen, daß es vor dieser Wissenschaft keine Angst zu haben braucht, daß ihm hier ein Dichter und Pfadfinder geschenkt wird, den es lesen soll. Nachstehend lassen wir Beebe selbst über ein Erlebnis berichten:

Oben im Rasthaus fand ich alles in bester Ordnung. Der Hausvater, ein ungewöhnlich wohlwollender Alter, hatte seine muffigen Stühlen aufgemacht und das Gepäck, so gut er konnte, auf der Veranda verstaubt. In dem niedrigen Zimmer vornheraus war es kühl und sauber, und mitten auf einem leinwandüberzogenen Feldbett lag eine fußlange graue Eidechse behaglich ausgestreckt. Ich entdeckte später, daß sie in Gesellschaft einiger anderer

viel größerer im Dach hauste, zusammen mit zwei harmlosen Schlangen; die Tiere konnten über mir einen ganz gehörigen Krach machen, wenn es sie gelüftete. Das geschah gewöhnlich nachts, weil die Eidechsen tagsüber meist die Veranda Pfeiler hinauf und wieder herunter liefen. Sie taten das ängstlich und hastig, — warum eigentlich, ist mir nie recht klargeworden.

Die große Käse glitt gemächlich von ihrer Lagerstätte herunter, und ich sah mir die Rückseite des Hauses an. Im Hof hatte der Hausvater ein Feuer angemacht und hockte mit drei Freunden davor. Ein schwarzer Kochtopf stand auf den Kohlen und entfaulde kleine Dampfzähnen, die mit dem blauen Holzrauch eine leichte unbewegliche Wolke unmittelbar über den Köpfen der vier Männer bildete; sie sah genau so aus wie die Tafelwolke eines winzigen Vulkans. Hinter ihnen breitete sich eine kaktusbestandene Ebene wie ein großer Teppich vor den fernen Bergen aus. Die Leute am Feuer rührten sich nicht, sie saßen schweigend da; der Wind hatte sich gelegt, unendlicher Frieden lag auf der Weite; so feierlich still war alles, daß das Leben einen Augenblick ganz seiner Häßlichkeit entkleidet zu sein schien. Man hätte gar nicht glauben mögen, daß der Daseinskampf irgendwo entsetzliche Formen annehmen und die Welt mit einem gut Teil Leid und Sorge behaftet sein konnte. Da jungen irgendwo über mir zwei streifsfüchtige junge Krähen einen Handel an; worum es eigentlich ging, blieb mir unklar, aber sie zogen ganz gehörig vom Loder. So war es also doch nur ein schöner Traum gewesen, daß Kampf und Streit aus der Welt entschunden waren.

Auch im eigentlichen Dorf, wo ich mir einen Diener besorgen wollte, gab es Zwist und Zank, und man trug die Meinungsverschiedenheiten nicht viel anders aus als die jungen Krähen auf dem Dach meines Hauses. Der einzige Unterschied war, daß der Fall meist ein wenig verwickelter lag und daß man ihn nicht so unbekümmert dem Licht der öffentlichen Meinung aussetzte. An einem Ende der engen Straße, die in Wirklichkeit das ganze Dorf Sambantotta darstellte, standen ein paar tamilische Händler um ihre Waren herum, die sie auf einem viereckigen dunklen Kattuntuch ausgebreitet hatten. Ich weiß nicht, warum diese Musterammlung goldgewirkter Käfer und diese Festzüge feingeknüpfter winziger Ridschahs so

ebenmäßig auf ihrem blauen Untergrund angeordnet waren. Niemand kaufte, obwohl es zwischen den Tamilen laut herging und jeder die besondere Preiswürdigkeit seines Gebotes nachdrücklich betonte. Jedenfalls legte jeder Familie für die Anpreisung seiner Geschäftsfreunde völlige Mißachtung an den Tag. Die Zuschauermenge war so bunt wie nur möglich und sah gespannt zu. War die Schaustellung ein Geschäftsunternehmen, so war sie auch ein Fest, ein Schauspiel. Bot sie doch unverkennbar Lust- und Trauerpiel, überraschende Zwischenfälle und reizvolle Augenblicksbilder, und sie fand zweifelsohne eine dankbare Zuschauerschaft. Ob die Käufer nun auch wirklich an den Mann gebracht wurden, das war eigentlich ganz nebensächlich. Es mag auch so gewesen sein, daß sich die Händler ihre Anpreisungen nochmals einübten, und zwar in irgendwelcher unwiderstehlich-befriedigender Aufeinanderfolge, die dereinst an dem großen Tage, wo es ernst wurde, ihre Wirkung nicht verfehlen würde; oder vielleicht waren die kleinen Ridschahs nur eine Art Magnet, unwichtig an sich, aber wie der Nachmittagskaffee ein Mittel, Leute zusammenzubringen, auf daß jeder seine persönliche Meinung zur Erbauung des lieben Nächsten zum besten gäbe. Ein wirkliches Verständnis all der eifrigen Verhandlungen blieb einem Außenstehenden wie mir natürlich verschlossen. Da, wenn ich erst wieder weitergezogen war und ein Viertel des Erdballs zwischen mir und Sambantotta lag, dann sah ich wahrscheinlich klarer und konnte besser begreifen.

Jetzt aber sahnte ich die kleinen goldfarbenen Ridschahs an und konnte mir verschafen, sie mit den Augen der Sambantottaer zu sehen, die nie ein anderes Geschäft als einen Ochsenkarren erblideten hatten. Auf sie mußte eine Ridschah den selben Eindruck machen wie vor Jahrzehnten ein Kraftwagen in der Friedrichstraße oder Unter den Linden auf die Berliner.

Des Menschen Kern bleibt uns an sich schon allzeit ein Buch mit sieben Siegeln; sehen wir aber gar noch fremder Zunge und fremdländischer Gepflogenheiten gegenüber, dann sind uns die beiden Hauptwege zum Verständnis versperrt. Wir kommen an die geheimen Gedanken der Seele nicht mehr heran, können die Beweggründe des Herzens nicht mehr enthüllen. Als einzigen Schlüssel besitzen wir günstigenfalls ein paar aufschlußreiche Gebärden und den gelegentlichen Gesichtsausdruck

in einem unbeherrschten Augenblick. Meiner Weisheit letzter Schluß blieb also ein bloßes Raten der eigentlichen Bedeutung der Vorgänge, die sich vor meinen Augen abspielten, ein Raten, das in allerhand erfragter Wissenschaft und dürftiger Buchweisheit seine Stütze fand. Ich sah, daß die Familien unterjochte, gedrungene, plumpe Leutchen waren, sehr zum Unterschied von den Singhalesen; und ich versuchte nun, ihre Sinnesart zu bestimmen.

Manchmal fanden solche Geratewohl-Deutungen des Alltagslebens ihre Bestätigung. Ich hatte also doch vom Wesen der Familien auf dem Käfermarkt ein richtiges Bild bekommen. Denn sie sind ein fortschrittliches, kraftvolles, fleißiges Völkchen, dem der Kaufmann im Blute sitzt. Sie passen sich rasch einer neuen Umgebung an und packen schnell jede Gelegenheit zum Vorankommen beim Schopfe, mag die Arbeit auch noch so niedrig und gewöhnlich sein. Im Gegensatz zu den Singhalesen sind sie weder stolz noch zart. Sie arbeiten auf den Landstraßen, heben Gräben aus und machen sogar kurze Abstecker ins Nachbargebiet als Tagelöhner oder Fährtenjäger, wenn es nur dabei etwas zu verdienen gibt. Ihre Kleidung ist ein Kunterbunt von grellen Farben, ihr Kopfschmuck ein Turban aus hellem Tuch. Ein Singhalese mit seiner schlaff herabhängenden weißen Jacke und dem weißen Kof, das ölige schwarze Haar vom Schildpattkamm gekrönt, wirkt neben ihnen wie ein Mann von Stand und Adel. Nicht, als ob die Singhalesen sich nicht rasch in neue Verhältnisse zu schiden vermöchten. Sie sind zu zartbesaitet, als daß sie ein Anerbieten ausschlagen könnten. Aber ihnen fehlt der Erwerbssinn der Familien; ihr Hauptverdienst ist Fügbarkeit. Sie sind dienstwillig, ehrsüchtig und höflich. Es grenzt an ein Wunder, daß die Familien sie nicht völlig in der Gewalt haben. Vielleicht hat das die bessere Einsicht der Singhalesen verhindert, die wohl fühlen, daß ihre einzige Stärke treues Zusammenhalten ist. Welche Ursache aber auch zugrunde liegt, sie haben sich behauptet; auf ihre abergläubischen Vorstellungen, ihre Religion, ihre Sprache hat dieser starke andersgerichtete Einfluß nicht abgefärbt. Dabei leben die beiden Völker nun schon seit Menschen-gedenken in unverändertem freundschaftlichen Verein nebeneinander; jeder Familie spricht zwei oder drei singhalesische Mundarten, während jeder Singhalese ohne Beeinträchtigung der eigenen Sprache das Kanberwelsch seines Nachbarn vollkommen versteht. Ein Beweis, wie mir scheint, daß es leichter ist, gültige Behauptungen über die Fasanen aufzustellen als über Menschenart. Ich war zwar ausgegangen, mir irgendwo auf Hambantottas Hauptstraße einen Diener zu besorgen; ich tat aber eigentlich gar nichts in der Hinsicht. Statt dessen stellte ich ein paar Beobachtungen über die Kasibögel an, die scharenweise und mit verschiedenem Erfolge anwesend waren; und ich gelangte zu dem Schluß, die Hunderte und aber Hunderte von Krähen, die ich am Strande gesehen hatte, nebst jenen, die sich auf Nagen und Webeleinen der Ausleger zusammendrängten, müßten wohl religiösen Erwägungen ihren Schatz verdanken. Sie ersuchten sich jedenfalls eines ungestörten, wenn auch wenig aufregenden Daseins. Ihre Sicherheit war über alle Zweifel erhaben, und es verging kein Tag, wo ihnen nicht ein ledernes Mahl bereitet wurde; denn was die Fischer fingen und auf dem Markt nicht gebrauchen konnten, fiel ihnen zu. Kein Wunder, daß es eine feiste, gefräßige Bande geworden war, ein Diebsgesindel, das allerhand Spießbübereien trieb.

Die Lösung der Dienerfrage überließ ich später dem englischen Regierungsbetreiber,

dem jungen Beamten, den der Staat mit der Betreuung des Kreises Hambantotta auf Ceylon beauftragt hatte. Das war keine leichte Aufgabe; er faßte sie aber sehr verständig an und war von wahrer Engelsgeduld. Meilenweit wohnte in jener abgelegenen Dschungelgegend kein anderer Weißer, und sein Dienst war schwer. Nebenamtlich stellte er gelegentlich noch den Richter, den Anwalt, die Berufungsbehörde und sämtliche untergeordnete Gerichtspersonen dar. England kann auf solche Männer nicht stolz genug sein.

Unsere Begegnung war Hambantottas würdig. Sie vollzog sich in Formen, die nardenkbar sind, wo ein Weißer allein steht auf weiter Flur. Der Beamte war zur Zeit meiner Ankunft verreist gewesen und hatte aus irgendeinem Grunde nichts davon vernommen. Als ich abends in seiner Behausung vor sprach, sah ich ihn im Gesellschaftsanzug bei Tisch sitzen; nach seinem jugendlichen Aussehen hätte man fast einen Studenten vor sich zu haben geglaubt. Er war allein, wenn man von den beiden Dienern abieht, die mit der gleichen Höflichkeit auftrugen. In all dies steife Getue playte ich nun auf einmal hinein. Er stierte mich entgeistert an und stürzte dann auf

mich zu wie auf seinen besten Freund. Nur mit Mühe beherrschte er sich, ließ aber meine Hand nicht los; war ich doch der erste Weiße, den er seit Monaten zu Gesicht bekommen hatte. Wie er allabendlich mit der Londoner Kleidung ein Stück Heimat anzog, so bestürmte er mich nun um Neuigkeiten aus der alten Welt; — mehr vielleicht, um den Klang einer englischen Zunge zu hören als aus eigentlichem Wissensdurst. Ich trug ihm mein Anliegen vor, und er sicherte mir tatkräftige Unterstützung zu. Wegen der Dienerfrage brauchte er sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen, und auch meiner sonstigen Sorgen und Nöte nahm er sich mit erstaunlicher Bereitwilligkeit und Gründlichkeit an. Nach erst vierundzwanzigstündigem Aufenthalt in Hambantotta fand ich mich durch seine Vermittlung im Besitz eines singhalesischen Dieners, eines tamilischen Fährtenjägers, dreier Ochsenkarren, der doppelten Zahl Ochsen, dreier Fahrer, eines Jagdschweins, eines Wildschweinschädels, eines Dschungelhühners, einiger Frauenfedern und zweier Dugend Flaschen Selterswasser. Er hätte mir sicher auch sein Haus überlassen, wenn sein Auszug Knall auf Fall die Regierungsgeschäfte nicht empfindlich gestört hätte.

Meine Familie.

Erlebnisse eines Hundes.

Von Paul Ahard.

Ich heiße . . . oder vielmehr „sie“ heißen mich Florence oder Flow . . . Das genügt wohl, um mein Geschlecht anzudeuten.

Wie ich zur Welt kam?

Wie jeder zur Welt kommen sollte: als ein Produkt vernunftmäßiger Paarung zweier anderpassender Formen, Farbtöne und Rassen. Man weiß zu gut, wie teuer ein Chow-Chow ist, als daß man unsere Rasse durch den ersten besten verunreinigen ließe.

Und deshalb bin ich schön . . .

Meine Mutter war schön. Mein Vater auch. Meine Großeltern auch. Alle Mitglieder meiner Familie sind schön.

Und deshalb bin ich teuer . . .

Bin ich aber eigentlich teuer, weil ich schön bin, oder bin ich schön, weil ich teuer bin? . . . Es ist komisch: wir existieren nun schon seit Tausenden von Jahren, und man hat uns eben erst entdeckt.

Amerika ist es ähnlich ergangen.

Die Spekulation hat sich unser bemächtigt, und wir repräsentieren zur Zeit ein kleines Kapital.

Meinen Vater habe ich nicht gekannt.

Er hat die Sache geschwind erledigt und sich dann diskret zurückgezogen, um seine fruchtbaren Talente an einem anderen Orte zur Geltung zu bringen. Das ist so bei uns Sunden. Das Männchen liebt Zerstreuung, das Weibchen Konzentration . . . Mein Vater hatte ein angenehmes Aeußere, wie man sagt, und man mußte keine Bemühung teuer bezahlen.

Es läßt sich nicht leugnen: er lebte von seiner körperlichen Betätigung, der hübschen Kerl.

Was meine Mutter angeht . . . ja, was soll ich sagen? . . . Ich möchte als ihr Kind nicht gerne respektlos von ihr reden. Könnte ich nur ein passendes Wort finden, um das, was ich sagen will, auf eine manierliche Weise zum Ausdruck zu bringen! Meine Mutter ist . . . ja . . . ich finde kein anderes Wort . . . meine Mutter ist eine schöne, aber etwas leichtfertige Person . . .

Sie hat in der ersten Zeit für mich gesorgt. Zugegeben. Aber seither interessiert sie sich für mich nicht mehr, als für den Unrat, den sie fallen läßt . . . Man möchte fast glauben, daß sie sich meiner schämt, und daß mein Anblick sie an einen etwas peinlichen Augenblick erinnert. Gesagt hat sie das freilich nicht, wenn man dem Geträtsch der Hundehütten Glauben schenken darf . . .

Ich kugle mich hin und her, ich fordere sie auf, mit mir zu spielen, ich lecke sie, ich tue schön . . . Sie knurrt . . . Das ist ihr Wiegenlied . . .

Sie beißt . . . Das ist ihr Kuß.

So sind wir Hunde: Wenn man der Natur seinen Tribut bezahlt hat, geht jeder seiner Wege und sucht sich seinen Lebensunterhalt . . . Das ist die Welt . . . du hast Zähne und Krallen . . . sieh zu, wie du mit ihr fertig wirst . . . Keine Benachteiligung, keine „Protektion“ . . . Kampf . . . Auswahl.

Je mehr ich heranwache, desto mehr muß ich meine Mutter als meine Rivalkin ansehen. Wenn ein Gasein mir gar zu eifrig nachstellen würde, dann wäre sie in der Lage, sich ihm anzubieten . . . Denn sie will immer noch gefallen . . .

Früher einmal gab sie mir, was ich brauchte, um nicht Hungers zu sterben. Heute ist sie mein Futter, wenn ich sie nicht hindere.

So ist mein Leben . . . Ein Hundeleben . . .

Ich habe drei Brüder gehabt . . .

Der jüngste ist gestorben, weil seine „Leute“ nach Skandinavien gegangen sind und ihn vergessen haben. Mein älterer Bruder hat schiefe Beine. Man wagt nicht, sich mit ihm setzen zu lassen, und er wird es nicht leicht haben, sich durchzuschlagen. Mein jüngerer Bruder war reizend, aber er verschluckte Fingerhüte, und diese fatale Leidenschaft hat er nicht überlebt.

Als ich noch klein war, hatte ich ähnliche Reigungen. Eines Tages habe ich mit einem Gappen einen Hühnerknochen hinuntergeschluckt, der größer war als mein Kopf. Man hat sich sehr geangstigt und mir ein Drechmit-

tel gegeben, das lösselweise einzunehmen war, bis es wirkte. Es war gezudert. Ich habe es mir schmecken lassen. Ich habe die ganze Flasche geleert, aber ich habe nichts wieder von mir geben wollen. Da waren „sie“ schön hineingefallen.

Solange das Familienglück dauert, ist mir das Leben sehr einfach vorgekommen: saugen, saugen, nichts als saugen... Alle vier hingen wir an den Zügen unserer Mutter und sogten um die Wette. Jeder preßte herans, soviel er nur konnte... Ah! Der erste Milchstrahl, der einem in die Kehle springt! Es ist ein Gefühl, das man nie wieder vergißt... Meiner Mutter gefiel dies Spiel weniger, und bald mußte ich mir meine Nahrung suchen. Aber die Milch ist meine ganze Wonne geblichen. Sie ist frisch, sie ist weich, sie ist kühl, sie ist voll und mild, sie ist süß, sie ist vertraut und sie ist so natürlich! Es ist sehr bedauerlich, daß man seine eigene Milch nicht trinken kann!

Wir lauerten alle vier im Korbe unter dem warmen Bauch unserer Mutter, die uns wachsam beäugte. Dieser kräftige Geruch im Korbe!... Köstlich!... Wir waren drollig: vier Kugeln aus blauem Fell mit acht Augenschlöchern, die wie Stiefelösen ausluden.

Oder wir spielten... Immer war ich schuld, wenn alles drunter und drüber ging... Ich stiftete zu Dummheiten an, ich brachte alles in Gang, und wenn ich merkte, daß die Dinge eine schlimme Wendung nahmen, daß die Strafe in der Luft lag, dann lehrte ich an meinen Platz zurück, machte ein artiges Gesicht, und während sich das Unwetter über meinen drei Brüdern entlud, tat ich so, als ob ich gar nicht zu ihnen gehörte, und wedelte unschuldig mit meinem Schwanz, wie wenn ich hätte sagen wollen:

„Ich habe nichts gemacht, das nicht du doch!“

Meine Brüder waren eben Männer und ich war schon damals eine richtige Frau.

Aber sonst vertrugen wir uns sehr gut. Nur mein älterer Bruder machte sich oft recht wichtig und wollte das Familienhaupt spielen, weil er eine Stunde älter war, als wir...

Eines Tages sagte meine Mutter zu mir: „Bald wirst du mich verlassen. Es kann jeden Augenblick soweit sein. Du mußt wissen, daß ein Chow-Chow kein gewöhnlicher Hund ist. Er kennt nur einen Menschen: „Ihn“, dem er ein für allemal Treue gelobt hat.“

Bemühe dich, ein Innenleben zu haben. Davon bekommen deine Augen den geheimnisvollen Glanz, der für uns charakteristisch ist. Achte darauf, daß du bei jeder Haltung deines Körpers die stilisierte Linie bewahrst, die unser Geßel uns vorzeichnet.

Vergiß nicht, daß die Welt sehr einfach eingerichtet ist. Zuerst kommen Nudeln, Reis und alles, was gut schmeckt... Dann kommt der Chow-Chow... dann kommt „Er“, der die Nahrung gibt... dann kommt eine Weile gar nichts... und dann kommen die anderen Hunde... und dann... ja, mehr weiß ich nicht...“

„Denk nur nach, Mama!“ sagte ich mit leuchtenden Augen.

Dann kommen die anderen Tiere, und dann, aber diesmal in sehr weitem Abstand, kommen die anderen Menschen...“

Eines Abends ging einer meiner Brüder fort. Bald nahm man mir den zweiten. Der dritte kam aufs Land.

Ich blieb allein bei einer egoistischen, mondänen und leichtfertigen Mutter und bei meiner Freundin Peggy, einer alten Jungfer, die nur darauf wartete, daß auch ich meiner

Bege ginge, denn ihre übermäßig lange Jungfranschaft machte sie mürrisch... Schließlich und zu guter Letzt hat sie sich doch noch verheiratet.

Als ich drei Monate alt war, verließ ich meine Familie, um mein junges Leben an einem anderen Orte fortzuführen...

Ich mußte nun für meinen Lebensunterhalt sorgen. Mit meiner Amateurgeit war es vorbei, das Berufsleben begann... Ich war etwas traurig... Und obendrein war es gerade ein richtiges Hundewetter, das heißt ein Wetter, bei dem man keinen Menschen vor die Tür gesagt hätte.

Fremdenlegion.

Von Jean Reibrach.

Als der Feldwebel Mohamed vortrat, betrachtete ihn der Kapitän mit prüfendem Blick. Es war Befehl erteilt worden, den Unteroffizier, dem der Gefangene anvertraut werden sollte, aus dem Scharfschützenkorps mit Sorgfalt auszuwählen.

Der Gefangene war ein mehrfacher Deserteur und nicht im geringsten vertrauenswürdig. Ein Marsch von acht Tagen durch den Wüstensand war keine Kleinigkeit, noch dazu als Gefangenentransport.

Der Offizier betrachtete Mohamed vom Kopf bis zum Fuß: ein kräftiger Bursche, dunkles Gesicht mit niedriger Stirne und geschlossenen Augen, in streng militärischer Haltung und doch erfüllt vom sonderbaren Fatalismus seiner Rasse.

„Nimm zwei Mann, Mohamed, fasse Munition und Lebensmittel! Morgen um 3 Uhr früh Aufbruch. Gefangenentransport nach Tschablu, Uebergabe des Deserteurs an das Divisionsgericht, dann Einrücken. Nach guter Durchführung Urlaub! Verstanden?“

„Mohamed hat verstanden!“

„Halt, noch eins! Wenn der Gefangene flüchten sollte, von der Schußwaffe Gebrauch machen!“

„Er laufen davon, Mohamed ihm schießen Kugel durch den Kopf. Kismet!“

„Gut“, sagte der Kapitän.

Tags darauf, vor Sonnenaufgang, traten drei Scharfschützen mit einem Gefangenen den Marsch durch die Wüste an. Sie trabten durch die trostlose Ebene. Später stieg die Sonne auf und brannte sengend durch Tropenhelm und Kleidung und machte jeden Schritt zur Qual. Der Sand strahlte die Sonnenhitze wieder aus und sein strahlender Glanz blendete. Sie tranken im Marschieren und doch ging es nur langsam vorwärts. Abend wurde es und sie befestigten ihr Zelt in der Nähe einer Zisterne und banden dem Gefangenen die Hände fest. Abwechselnd hielten sie Wache, das Gewehr zwischen den Beinen.

Am nächsten Tag war es noch heißer. Die Scharfschützen begannen zu schlafen. Ihre Wut über den Gefangenen, der diese Qual verursacht hatte, äußerte sich in derben Worten und giftigen Blicken. Dann rafften sie sich wieder auf und schritten in ihren blauen Samajchen rastlos vorwärts.

Mohamed selbst empfand die Aufgabe von Stunde zu Stunde drückender. Er ließ keine Klage hören und bewahrte einen würdevollen Stolz im Bewußtsein seiner wichtigen Mission. Und um in der Ausführung derselben keine Verfehlungen zu begehen, wiederholte er sie im Behen seinem Gedächtnisse. Wenn er in Tschablu ankommt, wird er den Gefangenen dem Platzkommando übergeben und er erhält eine Bestätigung darüber, dann wird er Lebensmittel für die Rittkehr fassen. All das formte sich der Reihenfolge nach bildergleich in seinen Gedanken. Er sah die Stadt Tschablu vor sich, das Leben und Treiben der Garnison, die Straßen, er empfand das Wohlgefühl eines Raittages, einer wohlverdienten Sauferei in einer kleinen Schenke, mit einigen Dirnen dazu.

Aber das war noch so weit! Mit einem Zeufzer gab Mohamed auf, daran zu denken, und wiederholte sich die Befehle des Offiziers. Seine letzten Worte kamen ihm immer wieder ins Gedächtnis: Wenn der Gefangene flüchten will, sollst du ihn lieber erschließen.

Nach und nach, in der großen Ermattung am Rastraplage, erschien dieses letzte Bild öfters vor Mohameds Geßte. Er sah den Gefangenen, der zu flüchten versuchte, von einigen Hintenlugeln getroffen, mit drei Kugeln durch den Rücken zu Boden fallen. Und diese Vision verursachte ihm Nachdenken. Er verharnte in seinem Schweigen, aber hier und da belebte ein unmotiviertes Lachen seine dicken Lippen. Der Fluchtversuch und die Flintenschüsse, das wäre das Ende seiner Aufgabe. Der Teufel hole Tschablu. Sie könnten dann umkehren. Als sie an diesem Tage das Ziel des Fußmarsches erreicht hatten, wechselte Mohamed einige Worte mit seinen Leuten, deren Gesichter sich erhellten und ließ die Hände des Gefangenen nicht binden und knöpfte sein Peinkleid nicht auf, die Scharfschützen beschäftigten sich sodann mit der Bereitung der Mahlzeit, ohne daß einer von ihnen, das Gewehr zwischen den Beinen, den Deserteur bewacht hätte. Sie taten sogar, als entfernten sie sich von ihm.

Der Gefangene zeigte sich anfangs wenig verwundert. Er wußte, daß die Disziplin in Entfernung von den Städten und von den Offizieren immer nachlasse. Trotzdem begann ihn nachmittags das Benehmen seiner Bewachung zu verblüffen. Er sah, wie sie ihn heimlich beobachteten, unter heftigen Gebärden sprachen, wobei sie ihre Freunde mit Mühe zu unterdrücken suchten. Es schien ihm, als sei es zweifellos ihr Plan, ihn zur Flucht zu verleiten, und wie er sie mit ihren wachsam lauernden Augen und mit ihren gezwungenen achtsamen Mienen sah, das Gewehr stets handbereit, da ließ ihm ein Schauer über den Rücken. Und so oft sie sich nur von ihm ferner rückten, näherte sich der Gefangene ihnen von selbst.

Am nächsten Tage, nach dem Erwachen, trat Mohamed an den Deserteur heran, „Du sage! Du fortlaufen können, wenn du willst!“

Er zeigte mit gutmütigem Lachen nach dem Horizont. Schweigend sah der Gefangene ihm in die Augen, dann schüttelte er den Kopf. Auf dem niederen Schädel des Scharfschützen erschien eine böse Falte. Ohne weiter in den Mann zu dringen, lehrte er sich seiner Mannschaft zu und ließ sie mit lauter Kehlkopfstimme zum Marsche antreten.

Sie nahmen ihren Marsch durch die Wüste wieder auf. Sie gingen unwillig, mit schlaffen Beinen, mit den schläfrigen Schritten von Menschen, die vor einem endlosen Wege an die Rückkehr denken, die fürchten, ihre Kräfte nicht genügend zu schonen. Mohamed selbst aber murzte laut. Die Hartnäckigkeit des Gefangenen, nicht zu flüchten, brachte ihn ganz außer sich. Nach dem Traum, den er in einem Moment gehabt hatte, war ihm die Aussicht auf die unvermeidlichen Zukunftsrisse immer grausamer erschienen. Und der Traum kam immer wieder vor sein Bewußtsein, mit unwiderstehlicher lodender Ge-

walt, erfüllte seinen Schädel ganz und quälte ihn mit rasender Hartnäckigkeit. Sein Gefangener muß die Flucht ergreifen!

Plötzlich blieb Mohamed stehen und rief den Deserteur an: „Du hör! Du fortgehen! wir umkehren! Balet! Balet!“

„Balet! Balet!“ wiederholten die Scharfschützen.
Der Gefangene zuckte die Achseln. Eine Flamme lodte in den gelben Augensternen Mohameds auf. Er kreuzt die Arme und hob das Kinn drohend in die Höhe: „Nun, was ist! Du nicht fortgehen?“

Aus der weiten Einsamkeit der mörderischen Wüste unter der schweren Sonne, die den Sand verjagte, stieg eine wilde Glut empor. Mit einem Sprung entfernte sich Mohamed vom Gefangenen und legte das Gewehr an. Drei Schüsse fielen. Der Mann lag auf dem Boden. Mit Freudengeschrei schlangen die Scharfschützen ihre Waffen. Mit ihren Messern trennten sie den Kopf des Toten vom Rumpfe, sie steckten den Kopf in einen ihrer Tornisterfäde. Dann schüttelte Mohamed mit gebieterischer Gebärde den Kopf und, indem er mit der Hand lebhaft die Luft durchschnitt, beruhigte er sein Gewissen mit einigen Worten: „Er sich wollen retten, ich ihn niederschließen! Kismet.“

Und mit denselben Gebärden, begleitet von einem kindischen Gelächter, wiederholten die beiden anderen Scharfschützen, indes sie aufbrachen: „Kismet!“

Aus Turjensjews Nachlaß Fluch.

Ich las Byrons Manfred... Als ich zu der Stelle kam, wo der Geist der Frau, die Manfred zugrunde gerichtet hat, ihre geheimnisvolle Beschwörung über ihn ausspricht, fühlte ich einen gewissen Schauer.

Erinnert euch: „Deine Nächte sollen ohne Schlaf sein, ewig soll deine böse Seele meine unsichtbare, unentrinnbare Gegenwart fühlen, zu ihrer eigenen Hölle soll sie dir werden.“

Aber da mußte ich an etwas anderes denken... In Rußland war ich einmal Zeuge eines erbitterten Streites zwischen zwei Bauern, Vater und Sohn.

Der Sohn fügte zum Schluß dem Vater eine unerträgliche Kränkung zu.

„Versuche ihn, Wassilitsch, versuche den Kuchlofen!“ kreischte die Frau des Alten.

„Laß Petrowna“, antwortete der Alte mit dumpfer Stimme und bekreuzigte sich weit, „mag er warten, bis einst sein eigener Sohn vor den Augen der Mutter dem Vater in den Bart speit.“

Dieser Fluch schien mir fürchterlicher als der Manfreds.

Der Sohn wollte den Mund aufstun, doch er schwankte auf seinen Füßen, wurde grün im Gesicht und ging hinaus...

Die Zwillinge.

Ich sah den Zank zweier Zwillinge. Sie glichen einander in allem wie zwei Tropfen Wassers: in den Gesichtszügen, im Ausdruck, der Haarfarbe, dem Wuchs, dem Gliederbau, und sie haßten einander unerträglich.

Sie wandten sich in gleicher Wut. In gleicher Glut flammten die einander zugekehrten bis zur Selbstamkeit ähnlichen Gesichter; ganz gleich blickten und drännten die verwandten Augen; die gleichen Schimpfworte, mit der gleichen Stimme hervorgebracht, entstrangen sich den gleichen, verzerrten Lippen.

Ich ertrug es nicht, ich nahm den einen bei der Hand, führte ihn vor einen Spiegel und sagte: Schilt und schimpfe lieber hier vor

diesem Spiegel... Für dich wird gar kein Unterschied sein... aber mir wird nicht so bange dabei sein. Februar 1878.

Anatole France und der Sozialismus.

In seinem soeben erschienenen Buche „Anatole France in Anecdotes“ (Anatole France Anekdotes) läßt Nicolas Ségur den Dichter im Tone ironischer Verzweiflung folgende kleine Rede, die schließlich in eine hoffnungsvolle Verheißung ausklingt, halten.

Der Sozialismus ist undurchführbar, liebe Freunde? Lasset es euch gesagt sein: die kapitalistische Tradition, die den Reichtum ehrt, ist nur zu mächtig.

Sogar die Armen halten sich an diese Tradition. Sogar in höherem Maße als die Reichen selbst. Betrachten Sie nur meine nächste Umgebung! Wohl gehören meine Gedanken und meine Ziele dem Sozialismus! Aber was nützt dies, wo doch die Menschen, die mich umgeben, anderer Sinnesart zu sein scheinen?

Da kam vor einigen Tagen der Tischler in mein Haus, um meine Bücherschränke zu reparieren. Er ordnete meine Bibliothek und stellte die Bücher in Prachtbänden in den Vordergrund, während er die schlechter gebundenen im Hintergrunde versteckte. Obwohl selbst arm, schämt er sich ärmlich aussehender Bücher. Ebenso wirft meine Haushälterin jeden abgenutzten Band unweigerlich in den Papierkorb, weil sie die Bücher nur nach ihrem Äußeren beurteilt. Und mein Hund verbeißt die Armen und will alle diejenigen beißen, die nicht ordentlich angezogen sind. Wie soll man unter solchen Umständen den Sozialismus verwirklichen?

Ich verstehe, daß sich Tolstoi, als er im Sinne des Evangeliums, das heißt als Kommunist, leben wollte, aus seiner Umgebung flüchtete. Sobald man ein Haus, Gefinde, einen Hund hat, sobald man Eigentümer ist, fühlt man sich von der ganzen Macht der kapitalistischen Ueberlieferung umgeben.

Glaubet mir! Rothschild hat allzu leichtes Spiel. Er hält den Reichtum in Händen und empfängt seine Kraft aus der Vergangenheit, aus den Jahrtausenden, die besangen sind in der Gewohnheit, die eroberte Beute zu respektieren. Wir anderen dagegen, ohne den Ballast des Kapitals, wir müssen auf eigenen Füßen stehen. Zeitungsartikel und Ideen sind unsere Bundesgenossen. Ein ungleicher Kampf! — Aber verlieren wir nicht den Mut! Vielleicht werden wir den Tag des Triumphes erleben. Aus einer Wolke, die uns nicht größer als ein Taschentuch erscheint, kommt das Gewitter und aus einer verachteten Sekte von Narren entstand das allmächtige Christentum!

— Heiteres. —

Nichts zu machen. Ein älterer Mann saß in der Hochbahn und wurde sehr durch einen kleinen Jungen gestört, der fortwährend mit der Nase schnaufte. Endlich fragte ihn der Mann: Taschentuch bei dir?“ — „Doch“, sagte der Bengel, „aber ich verborge es nicht.“

Die guten Freundinnen. „Die junge Frau Blüthe soll ja so sparsam sein.“ — „Ja, sehr sparsam! Sie benutzt sogar fremde Ehemänner, um den eigenen zu schonen!“

Im Zeitalter der Raten. Richter: Warum zahlen Sie Ihre Alimente nicht? — Angeklag-

ter: Ich kann erst von der zweitnächsten Woche an, Herr Richter, ich bin noch zwei Raten auf den Verlobungsring schuldig!

Wer war der erste Offizier? Joseph von Ägypten! — ? ? ? ? — Die Schrift sagt von ihm: Sein Vater kaufte ihm einen bunten Rock und er dünkte sich mehr als seine Brüder!

Schulaufsatz. In einer Berliner höheren Mädchenschule wurde als Aufsatzthema gegeben: „Unterschiede des Mohammedanismus und des Christentums.“ Eine der eingelieferten Arbeiten schließt: „Der Mohammedanismus erlaubt seinen Anhängern, mehrere Frauen zu nehmen, während das Christentum dieses für seine Gläubigen verbietet und die Ehe mit nur einer Frau vorschreibt. Letzteres nennt man Monotonie.“

Man muß sich zu helfen wissen. Mr. Andrew Ward schloß die Augen für immer. Die Verwandtschaft öffnete Schwarz gelteidet das Testament. Alle waren in großer Erwartung. Mr. Ward hatte 120.000 Dollar hinterlassen — aber mit einer seltsamen Klausel, die Zeugnis von seiner Habgier selbst nach dem Tode gab. Jim, sein Neffe, erhielt den ganzen vorhandenen Betrag zugesprochen — mit der Bedingung, daß dem Verbliebenen 100.000 Dollar davon in den Sarg mitgegeben würden. Da blieben also bloß noch 20.000 Dollar für die Erben übrig. Jim stierte enttäuscht vor sich hin. Da trat sein Vetter Gesekiel Brown auf ihn zu. „Gibst du mir 10 Prozent, wenn ich dir die 100.000 Dollar, ohne gegen das Testament zu verstößen, rette? Jim erklärte sich einverstanden. Und man legte dem heimgegangenen Andrew Ward einen Scheck über 100.000 Dollar pietätvoll in den Sarg.“ (Judge, Newyork.)



Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweittig Nr. 6 bei Tepitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 12.
Von Josef Hyna Hostomitz a. d. B.
Schwarz: Ke5; Dg7; Ta7; La8; Bc7, d6, e6, f6 (8 F.).



Weiß: Ke2; Lb3, b2; Sb7, c3; Bc2; g4, g5 (8 F.).

Matt in 2 Zügen.
Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zweittig Nr. 6 bei Tepitz-Schönau einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 11: e3-e4.
Richtige Lösungen fanden nachfolgende Genossen ein: Schöpfla Josef, Eidlitz; Prchal Janak, Komotau; Hälbig Johann u. Bräutigam Anton, Bergesgrün; Hyna Josef, Hostomitz; Baum Franz, Heidenstein; Albrich Wenzel, Schredenstein; Kouskal Eduard, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Aussdorf; Lönerl Max, Tschau; Diele Josef, Meistersdorf; Schlosser Heinrich u. Amker Rudolf, Graupen; Walter Ludwig, Wittkau.

Gen. Rucker Anton, Trupschitz, und Kouskal Franz, Prag, verweise ich auf obenstehende Lösung.